

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Band: 24 (1916)

Heft: 1

Artikel: Psychologisches aus den Invalidenzügen

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-545729>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Psychologisches aus den Invalidenzügen.

Gar mannigfaltig sind die Gesichtspunkte, von denen aus man sich um die Invalidenzüge interessieren kann. Dem einen scheinen die Einrichtungen besonders auffallend, der andere interessiert sich um die Art der Verwundungen oder um die Art der Heilerfolge. Manch einer will die traurigen Folgen von Auge zu Auge sehen, die der gewaltigste Krieg der Welt gezeitigt hat, wieder andere wollen von Augenzeugen über das Erlebte erzählen hören usw. Wir haben in diesen Blättern schon mehrfach über die Invalidenzüge berichtet, möchten aber versuchen, diese Invalidentransporte auch von der psychologischen Seite zu beleuchten.

Die Gemütsverfassung von Leuten, die eine Katastrophe durchgemacht haben und mit dem Leben, aber mit mehr oder weniger Schaden davon gekommen sind, hat schon zu zahlreichen und interessanten Erörterungen Anlaß gegeben und manchen bei solchen Besprechungen erwähnten Zug haben wir bei den Invalidentransporten wieder beobachten können.

Erst die Verwundeten selber! Man muß die ernstesten, schier ängstlich erwartungsvollen Gesichtszüge dieser Invaliden sehen, wenn sie dem Namensaufruf folgend, ihre Baracken verlassen und zu den Bahnhöfen geführt werden. Hier sind sie noch Gefangene, diesen Stempel tragen sie an ihrem ganzen Gebaren. Mit keiner Wimper wird gezuckt, der unbedingte Gehorsam, die Disziplin liegt ihnen in allen Gliedern, und selbst den verstümmelten Arm heben sie gewohnheitsmäßig und pflichtschuldigst zum Gruße an die Kopfbedeckung, wenn sie Vorgesetzten begegnen. Höchstens verrät ein leichter schalkhafter Zug um die Augen, daß sie uns als Schweizeroffiziere zu den Neutralen rechnen und uns, ihrer Meinung nach, als ihre eigentlichen Befreier betrachten. Still und gelassen betreten sie den

Bahnhof, still und gelassen sind sie noch beim Verladen in die Züge, nur merkwürdig schnell erklettern, diejenigen, die überhaupt noch klettern können, die Waggontreppen, als ob sie dies Manöver seit langem geübt hätten. Im Zuge verstaubt, ändern sie ihr stummes Wesen doch schon ein wenig. Sie beginnen sich laut in ihrer Landessprache zu unterhalten, aber immer noch halten sie zurück, denn über ihnen schwebt stets noch das Damoklesschwert der Gefangenschaft und die kaum Befreiten hüten sich wohl, die mit der Verstümmelung ihrer Glieder schwer genug erkaufte Freiheit aufs neue aufs Spiel zu setzen.

Der Zug pfeift ab und setzt sich langsam ins Rollen. Da ändert sich plötzlich die Situation wie durch Zauberschlag, es hebt ein Plaudern und Lachen an, ein Jubeln sondergleichen; wir haben einmal beobachtet, wie sich die gesamten Insassen eines Abteils umarmten und haben einen Begriff davon bekommen, wie schwer auch die humanste Gefangenschaft auf dem Menschen lasten muß. Nun sind alle Schleißen der Beredsamkeit geöffnet, der Humor dringt durch, Scherzworte fliegen hin und her, man hat oft Mühe, sein eigenes Wort zu verstehen. Anfangs, wenn der Schweizeroffizier durch den Waggon geht, tritt Stille ein, da und dort versucht einer „stramm zu stehen“, rein reflektorisch, aber nur für einen Moment, dann kommt die glückliche Erkenntnis, daß die schlimme Zeit vorbei ist und wenn sie merken, daß „man“ Schweizer ist, dann breitet sich die Gemütlichkeit auf den Gesichtern aus und das Sichgehenlassen fängt von vorne an, sie strecken uns die Hände entgegen, den Lippen entströmen freundliche Worte des Dankes und der Freude, Worte, die sie nicht lange zu suchen brauchen, denn sie kommen aus glücklichen, hoffnungsvollen Herzen.

Wir schauen uns die Invaliden an: Dem

fehlt ein Bein, dem gar beide Füße, dem ein Arm, der ist gelähmt, der verkrümmt oder gar blind. Aber wenn wir fragen: Wie geht es Ihnen? dann tönt es zuversichtlich und fröhlich zurück: „Danke, ganz gut, heute besonders gut“ und von seiner Krüppelhaftigkeit spricht der Mensch kein Wort. Ja, er erwähnt dieselbe gar nicht und wenn wir wieder fragen: Was wollen Sie zu Hause anfangen? dann erwidert er wiederum ganz zuversichtlich: Oh, es wird schon gehen, und man erhält das Gefühl, daß es „wirklich gehen“ wird, denn es ist erstaunlich, mit welcher Behendigkeit sich alle diese Einbeinigen vorwärts bewegen, auch der beidseitig Amputierte wechselt seinen Platz mit verblüffender Fertigkeit, die auf andauernde und energische Übung schließen läßt. Und erst die Einarmigen! Wir sind erstaunt zu sehen, wie leicht ihnen die kompliziertesten Handlungen von statten gehen. Das Zurechtmachen der Kleidung, das Binden der Schuhe macht ihnen keine Mühe. Dort zieht einer das Kartenspiel aus der Tasche, die Karten zwischen die Knie geklemmt, wird gemischt und das Spiel geht los. Kaum läßt er sich hie und da von einem Kameraden behülflich sein. Und während wir schauernd die Masse des Elendes, alle diese Verstümmelungen ins Auge fassen, merken wir erst, wie viel kühler, schier gleichgültiger diese Betroffenen ihrem Unglück gegenüberstehen. Warum? Nun, die Leute haben reichlich Zeit gehabt, sich daran zu gewöhnen, seit Monaten und Monaten haben sie gelernt, sich in ihr Schicksal zu fügen und von ihren Fähigkeiten zu retten, was noch zu retten war. Aber noch etwas anderes spielt da mit: so weit sie um sich schauen: nichts als Krüppel, alles um sie herum ist invalid, darum verliert das eigene Unglück der großen Masse des Elendes gegenüber an Bedeutung.

So hören wir, statt der erwarteten Klagen, die einfache Bemerkung: „Wir haben unsere Pflicht getan, wie viele haben dies mit dem Leben bezahlt!“ Und dann ist freilich heute

ein Freudentag, dem der Gedanke an das Unglück weicht, der Tag der Heimkehr und mit ihm das Ende der körperlich und seelisch niederdrückenden Gefangenschaft. Ob diese Gleichgültigkeit, diese kaltblütige Auffassung der Invalidität bleiben wird? Wenn dann einmal die Begeisterung der Aufopferung verauscht ist, wenn die allgemeine betäubende Aufregung sich gelegt haben wird, wenn der Glanz der Tapferkeitsmedaille oder des eisernen Kreuzes seinen neuesten Glanz eingebüßt hat, und die Ruhe des Alltags wieder eingekehrt sein wird, dann wird angesichts der Erkenntnis, daß man so und so viel von seinem Körper eingebüßt hat, diese momentan schier verblüffend wirkende Gleichgültigkeit wohl etwas schwinden und das Gefühl der Bitterkeit wird die Armen befallen, wenn sie nicht Zeit gehabt haben, sich an das Unvermeidliche zu gewöhnen. Heute aber spricht keiner von der Zukunft. Die einzige und stereotype Antwort auf die Frage, was wollen Sie anstellen: lautet mit absoluter Sicherheit immer wieder: „Es wird sich schon was zeigen“, und damit ist die Sache erledigt.

Diese merkwürdige Gleichgültigkeit, die wir manchmal mit „Stumpfsheit“ zu bezeichnen versucht sind, zeigt sich nach einer andern Seite. Wir fragen: Wo haben Sie ihr Bein verloren und wie ging das zu? und erwarten nun eine lebhafteste Schilderung des Zu- und Hergangs, eine drastische Beschreibung der Schlachtszene, wir möchten uns ein recht lebendiges Bild machen vom Tosen der Schlacht, von der Aufregung des Kampfes, möchten wissen, wie es dem Kämpfenden und Verwundeten zu Mute war, bis er endlich aufgelesen und in Behandlung gebracht wurde.

Aber von alledem kein Wort. Kurz wird der Name des Schlachttortes genannt — mehr oder weniger verständlich, — dann kommt die trockene Bemerkung „Gewehrschuß“ oder „Granatsplitter“ und damit ist es fertig. Schließlich bringt man noch heraus, daß der Betreffende 3, 5 oder 7 Tage ohne Hilfe

auf dem Felde gelegen hat, bevor er auf-
 lesen werden konnte. Wir aber möchten noch
 mehr wissen, uns interessiert die Gemüts-
 verfassung der Unglücklichen während dieser
 peinvollen Wartezeit. Dann kommt wohl achsel-
 zuckend die Antwort: „Halt so dagelegen.“
 Hunger? Ja freilich habe ich Hunger gehabt.
 Unsere Fragen scheinen die Leute zu ver-
 wundern? Wie kann man so Selbstverständ-
 liches fragen? Das alles wird nur mühsam
 hervorgeholt und dann mit einer Gemütsruhe
 erzählt, die uns ahnen läßt, daß solche Vor-
 kommnisse zu den Alltäglichkeiten gehören.
 Und auch da haben wir zwischen Deutschen
 und Franzosen keinen Unterschied gefunden.

Uns interessiert auch das Urteil über die
 Gefangenschaft. Aber beim Fragen wenden
 wir doch einige Vorsicht an:

„Sie sehen ja gut aus und scheinen in
 der Gefangenschaft nicht übel gepflegt ge-
 wesen zu sein. Wie ist es Ihnen denn dort
 ergangen?“ Dann lautet's: „Oh, es ging so
 an, schlecht wurden wir nicht behandelt, das
 Essen war nicht besonders reichlich, aber Hunger
 litten wir eigentlich nicht.“

Da kommt es eben auf das Fragen sehr
 viel an. Wenn taktlose Leute, in der Meinung,
 dem Heimkehrenden eine Freude zu bereiten,
 geradezu fragen: „Nichtwahr, Ihr seid scheuß-
 lich behandelt worden?“, ja dann wird die
 Antwort ganz anders lauten als vorhin und
 der Redestrom, der sich in Schimpfereien er-
 geht, ist kaum zu hemmen. Und doch haben
 wir auch auf solche Fragen die Antwort ge-
 hört: „Nein, so schlimm war es nicht.“ Aber
 nicht jeder macht es sich zur Pflicht, der
 Wahrheit die Ehre zu geben.

Ueber den Gang der Kriegereignisse sind
 die meisten heimkehrenden Invaliden merk-
 würdig gut orientiert. Es ist erstaunlich, wie
 sie diese Kenntnisse erhalten haben. Da und
 dort wird etwas durchgefickert sein, dann wird
 aus harmlosen Bemerkungen in der Umge-
 bung, aus einer Menge von Kleinigkeiten
 eine Kombination gemacht, die von der Wirk-

lichkeit meistens nicht sehr entfernt ist. „Man
 hat ja Zeit dazu“, sagt uns ein intelligent
 blickender Soldat, dem beide Füße erfroren
 und amputiert sind.

Einer starken Täuschung hatten wir uns
 anfangs selber hingegeben. Mit dem Begriff
 des „Invaliden“ verbindet man unwillkürlich
 den Gedanken, daß es sich um einen Menschen
 handelt, den man liegend transportieren muß
 und auch wir hatten dementsprechend die
 meisten Wagen für liegend zu Transportie-
 rende eingerichtet. Aber es kam ganz anders,
 denn es waren verhältnismäßig recht wenige,
 die liegen mußten. Der Verlust eines oder
 auch in gewissen Fällen beider Beine, war
 für die Leute kein Grund, die lange Fahrt
 liegend zu verbringen. Denn einmal waren
 sie an ihren Zustand schon gewöhnt und hatten,
 wie schon früher bemerkt, eine merkwürdige
 Fertigkeit, sich zu bewegen, erlangt und dann
 wollten sie überhaupt nicht liegen. „Wir
 wollen nicht schlafen“, hieß es immer und
 immer wieder, „es geht ja heimwärts und
 die erste Nacht, die wir in Freiheit verbringen,
 wollen wir nicht verschlafen.“ Und wenn wir
 durch die Wagen gehen, hören wir auch immer
 wieder dieselbe Bemerkung: „Wie schade, daß
 wir durch dies schöne Land des Nachts fahren
 müssen.“

Den inständigen Bitten dieser Unglücklichen
 konnten wir nicht widerstehen und so sahen
 wir uns denn veranlaßt, die Zahl der für
 liegend zu Transportierenden stark zu redu-
 zieren. Und da saßen sie denn in ihren Zweit-
 klawagen und zu jeder Stunde der Nacht
 fand man die meisten in fröhlichem Geplauder
 begriffen.

Was plaudern sie denn? Nun, alles mög-
 liche, von zu Hause, von ihren Erwartungen,
 von allerlei, nur nicht von ihren Schlachten,
 denn das haben sie alle schon genügend er-
 zählt und gehört, auch nicht vom Haß gegen
 ihre Feinde und das haben wir als schönen
 Zug bei diesen Invaliden angenehm empfunden.
 Vom feindlichen Soldaten, der sie mit seiner

Waffe zum Krüppel gemacht hat, von dem redeten sie nicht mit Haß. Sie hatten das Gefühl, daß jeder seine Pflicht tun muß, sei er in diesem oder jenem Lager und unwillkürlich mußten wir daran denken, wie gut es wäre, wenn die zu Hause Gebliebenen den gleichen versöhnlichen Geist hegten. Aber es ist leider so — und das gehört auch zu unserer psychologischen Betrachtung — am stärksten ist der Haß bei denen, die nicht im Kampfe stehen.

Aber nicht nur das Innere des Zuges gibt Anlaß zu psychologischen Betrachtungen, sondern auch das, was wir im Vorbeifahren sahen und da war uns die Sache besonders neu.

Die Durchfahrt der Invaliden durch unser Schweizerland gestaltete sich zu einem wahren Triumphzug und dazu trug ganz speziell das Verhalten des Publikums bei. An einigen Bahnhöfen hatten sich jeweilen ungeheure Mengen von Menschen angesammelt, die es sich trotz den späten Nachtstunden, trotz den Unbilden der unfreundlichsten Witterung nicht nehmen ließen, „mitzumachen.“ Je mehr man Gelegenheit hat, diese Menschenmenge in ihrem Tun und Treiben zu beobachten, desto mehr kommt man zur Ueberzeugung, daß es gar verschiedene Motive sind, die sie hertreiben, daß diese Invalidentransporte sehr verschiedene Saiten in ihrem Innern erklingen lassen. Freilich ist ein Hauptfaktor das Mitleid mit den Unglücklichen, den direkten Opfern des Krieges, aber dazu brauchte der Mensch eigentlich diese Opfer nicht selber zu sehen, an Schilderungen, die von diesem Unglück erzählen, fehlt es nicht. Aber daß dieses Mitleid durch den eigenen Augenschein erhöht wird, das ahnt der Mensch und kommt, um selber zu sehen. Und sicher ist es auch die Neugierde, die ihn hertreibt, man will sich doch eine Vorstellung machen, die einem auch die lebhafteste Schilderung nicht geben kann. Ja, die Schilderung, je wahrheitsgetreuer sie zu sein scheint, fördert geradezu die Seh-

sucht, den Eindruck nicht nur aus dritter Hand, sondern direkt zu erhalten. Wie oft haben wir uns gewundert, wenn wir längs des Bahndammes im strömenden Regen in stockfinsterner Nacht zu einer Zeit, wo auch die frühaufliegende ländliche Bevölkerung tief im Bett zu sein pflegt, in Wiesen haufenweise Leute sahen, die dem Zug zuwinkten und irgend etwas hinausriefen, das wie ein Gruß klang und im Geräusch des brausenden Zuges ungehört und unverstanden verhallte.

Was sehen sie? Einen langen Zug mit vielen erleuchteten Fenstern, hinter den Scheiben die Profile von Menschen, hie und da eine Soldatenmütze, an andern Fenstern die Umrisse von Bahnen, ohne daß vom Daraufliegenden irgend etwas entdeckt werden könnte. Aber es ist immerhin etwas. Die Phantasie hat sich damit so lange beschäftigt, daß es ihnen fast wie eine Erlösung vorkommt, wenn sie diese fahrende Schlange gesehen haben. Man hat doch einen Anhaltspunkt. Nicht nur das Nachdenken will etwas haben, es will durch das Auge kontrolliert sein und wäre das, was dieses Auge in finsterner Nacht gesehen hat, noch so wenig und nichtsagend, man kann es durch die Phantasie erweitern und ergänzen. Der Mensch geht befriedigt heim und wird davon seinen Kindern und Kindeskindern erzählen: „Ich habe sie gesehen“, und wenn das ungetreue Gedächtnis sich zu verwischen anfängt, wird er ergänzen: „so und so sahen sie aus, ohne Arme und Beine, ganze Züge voll“.... Wenn des Menschen Gemüt sich mit einer Sache so recht beschäftigt, dann will er sich auch eine möglichst tiefe Vorstellung davon machen.

Und wenn dann gar das Auge zu seinem Rechte kommt, wenn man an den Bahnhöfen, wo der Zug hält, die Invaliden zu sehen bekommt und sieht, wie sie dankbar für diese Ovationen winken, etwa die Tür öffnen, selber hinauswumpeln auf das Trittbrett, auf einem Bein und mit nur einem Arm sich zeigen oder mit einem Verband um den

Kopf, der zwar gar nichts sehen, aber dafür um so mehr ahnen und der Phantasie um so mehr Spielraum läßt, ja dann ist die Psyche des Suchenden erst recht rege geworden, dann feiert sie Triumphe und er beginnt zu rufen, zu schreien und drängt sich heran, denen die Hand zu drücken, die als Zeugen des gewaltigen Elendes durch unser stilles Land ziehen in finsterner Nacht.

Darum erscheint dem nüchtern Beobachtenden dieser Tumult, der sich an einzelnen Bahnhöfen abspielt, manchmal wohl etwas krankhaft und dieser Eindruck erhöht sich, wenn man das Gebaren einzelner besonders aufgeregter Personen sieht, die den Soldaten die Knöpfe von den Uniformen schneiden, die Mützen vom Kopf wegnehmen oder gar den Mantel abbetteln, um ja stumme Zeugen dieser Epoche zu besitzen, die man als teure Andenken aufbewahren kann. Wenn ein junges Fräulein beim Anblick dieser Züge in lautes krampfhaftes Schluchzen ausbricht, so begreifen wir das, das Mitleid hat dies sehr empfindliche Gemüt erfaßt und erschüttert; grenzt es aber nicht an Hysterie, wenn dieses gleiche Fräulein, wie wir konstatieren konnten, nun jede Nacht wieder am Bahnhof erscheint, um stets wieder denselben Gemütskitzel auszukosten? Nun, das sind Auswüchse, die sich psychologisch erklären lassen, ohne daß wir sie darum entschuldigen wollten. Und die Liebesgaben! Auch sie sind oft ein Maßstab der Begeisterung und sollen hier verdankt sein, wenn sie auch dem Zugspersonal eine gewaltige Mühe verursachen und in solchen Mengen erscheinen, daß die Invaliden damit überfättigt sind. Wir wollen nichts dawider sagen, es sind Zeichen der Gutmeinenheit.

Etwas, das uns an der Psychologie unseres Schweizervolkes besonders gefreut hat, ist die Wahrnehmung, daß dieses Volk keinen Unterschied kennt, zwischen deutschen und französischen Verwundeten. Alle sind mit gleicher Begeisterung und mit gleichem innigen Mit-

leid empfangen worden, und wenn an den Bahnhöfen der romanischen Schweiz diese Teilnahme sich lauter und stürmischer manifestierte, so ist das dem lebhafteren Temperament der romanischen Rasse zuzuschreiben, aber die Deutschen sind dort ebenso warm empfangen worden, wie die Franzosen in der Ostschweiz, und wenn wir vorhin von einer gewissen Krankhaftigkeit sprachen, hier dürfen wir sagen: Das ist ein gesundes Empfinden.

Schon um dieser guten Eigenschaft willen sollte man, so scheint es uns wenigstens, diesem Ausdruck des Volksempfindens den Lauf lassen. Sollen wir eigentlich diese überlebhaften Gefühlsäußerungen beklagen oder gar verdammen? Wir glauben nein. Es kommt in diesem Falle nicht so sehr darauf an, was wir tun, als darauf, wie wir es ausführen. Und wer die grenzenlose Freude gesehen hat, die sich in den Augen der so empfangenen Invaliden widerpiegelt, wer sie bei ihrer Ankunft im Heimatland immer und immer wieder versichern hört, der Empfang von seiten der enthusiastischen Schweizerbevölkerung habe sie ergriffen, wenn man sie vor Nührung weinen sieht, dann muß man wünschen, daß dieser Volksenthusiasmus nicht unterbunden wird. Nicht etwa darum, weil er unserm Volke von seiten unserer Nachbarn den wärmsten Dank unserer Bevölkerung gegenüber einträgt, sondern weil er armen Menschen eine unsägliche Freude damit bereitet.

Darum sehen wir wenigstens keinen Grund, die Bahnhöfe auf der Durchfahrt hermetisch abzusperren; gewähre man doch den endlich Erlösten den Anblick der zujubelnden Menschenmenge, besonders wenn sich dieser Jubel aus freiem Herzen herausringt, sie werden einen tiefen und bleibenden Eindruck mit nach Hause nehmen, es ist ein Geschenk des Schweizervolkes. Gewisse Auswüchse sollten vermieden werden, dazu ließe sich das Publikum schließlich selbst erziehen und daß man trotz des Zulassens des Publikums Ordnung aufrecht

erhalten kann, das hat man an verschiedenen Bahnhöfen bewiesen.

Das ist unsere Privatmeinung, aber wer da glaubte, daß wir damit der Sensationslust des Publikums Vorschub leisten möchten,

der geht fehl, wir sprechen unter dem Eindruck des Selbsterlebten und des hellen Aufleuchtens, das wir in den Augen der Invaliden gesehen haben.

Aus dem Vereinsleben.

Häggenchwil. Samariterverein. Feldübung. Als Abonnent des „Roten Kreuzes“ suchte ich bei jeder Nummer nach einem Bericht über die Feldübung des Samaritervereins Häggenchwil, welche im Oktober 1915 stattgefunden hatte. Jedoch vergeblich. Es scheint mir doch nicht am Platze, so stillschweigend darüber hinwegzugehen. So will ich nun in Kürze versuchen, den Verlauf derselben zu schildern.

Ein herrlicher Sonntagnachmittag war der 10. Oktober, an dem die Übung stattfand. Warm schien die Sonne auf ein munteres Völkchen, das in geschäftiger Eile vom Bahnhof Häggenchwil, nach dem ziemlich weit entfernten Rohrermoos zustrebte. Es waren Tablater und Berger Samariterinnen und Samariter, die in gemütlicher Eintracht die Dinge besprachen, die da kommen sollten. Sofort nach ihrer Ankunft entwickelte sich reges Leben. Rasch nacheinander rückten die übrigen Vereine ein, und es konnte mit der Arbeit begonnen werden. Anwesend waren die Samaritervereine Häggenchwil, Tablat, Berg, Wuolen, Neukirch und Bischofszell als Gastverein, sowie eine Gruppe der Rotkreuzkolonne St. Gallen, der Samaritervereine Arbon und Romanshorn. Eine schöne Schar von ungefähr 120 Personen.

Nach einer kurzen Begrüßung von seiten des Präsidenten des Häggenchwiler Samaritervereins machte Herr Albert Rüegg von St. Gallen als Übungsleiter die Teilnehmer mit der Supposition bekannt, welche lautete: Eine Kompanie wird bei einem Ausmarsch während der Mittagkrast von feindlichen Fliegern überrascht und mit Bomben beworfen. 20—25 Verwundete. Nahegelegene Samaritervereine leisten die erste Hilfe.

Vorgesehen waren folgende Gruppen: Verbandsgruppe mit Transportabteilung nach drei Verwundetenestern. Transportgruppe in drei Abteilungen auf drei verschiedenen Linien, und zwar Transport mittelst Tragbahre in Trägerketten. Improvisationsgruppe zum Herstellen des Notspitals und zum Schluß die Verpflegungsgruppe.

Nach der Einteilung begab sich jede Gruppe auf ihren Posten, und bald sah man überall emsige Tätig-

keit. Inzwischen langten die Experten, Herr Dr. med. Bovet von Neukirch und Herr Dr. med. Studer von Arbon per Auto zur Inspektion an. Während die Verbandgruppe ihr möglichstes leistete, um die Patienten regelrecht zu verbinden und ihnen die notwendige Erleichterung zu verschaffen, mühte sich die Transportgruppe redlich ab, auf ihren drei Linien regelrecht zu transportieren. Es war auch keine Kleinigkeit für sie, so über Hag und Hecken, durch Wald und Gebüsch, auf steiler Halde und schwierigen Pfaden die oft noch schweren Patienten zu transportieren. Mancher tiefe Seufzer stieg aus der Brust der geplagten Samariterinnen hervor und mancher Schweißtropfen perlte ihnen von der Stirne herab. Dennoch hielten sie sich tapfer und hielten aus bis zum Schluß. Unter kundiger Leitung und rastloser Arbeit entstand das Notspital. Einfach, schlicht und bequem waren die Betten hergerichtet, so ganz dem Zwecke entsprechend. Man mußte sich wundern, wie rasch die Sache vonstatten ging, indem doch viel Material von entfernten Häusern herbeigeschafft werden mußte. Inzwischen waltete die Verpflegungsgruppe mit großem Geschick ihres Amtes. Mit großer Sorgfalt und Umsicht erquickten sie die ankommenden Patienten und hatten auch ein mitfühlendes Herz für alle erholungsbedürftigen und durstigen Teilnehmer und Teilnehmerinnen, denen sie ihre Kunstzeugnisse in einem duftenden Tee servierten. Kaum war der letzte Patient angelangt und alles geprüft, so schritten die Herren Ärzte zur Kritik. Die beiden Experten sprachen sich über den Verlauf der Übung sehr befriedigt aus. Lobend anerkannten sie den Eifer und Fleiß, womit gearbeitet wurde, sowie das Verständnis, das der Sache entgegengebracht wurde. Sie vergaßen auch nicht, die Fehler zu rügen, welche vorgekommen sind, und ermunterten die Teilnehmer zum treuen Festhalten am Samariterwesen, besonders in jetzigen schweren Zeiten. Nachdem der Präsident des Samaritervereins Häggenchwil noch einige Worte des Dankes gesprochen hatte, eilte jedermann zum „Traubenvirt“, um noch ein Plätzchen zu erhaschen, damit auch endlich der knurrende Magen befriedigt werden konnte.